



Am Berliner DRK-Klinikum lernen Schüler, die in einer normalen Schule gescheitert sind (Bild links, Szene gestellt). David (unten) ist einer von ihnen



Fotos [M]: Anne Schönharig für DIE ZEIT

BIOPATENTE

Im Rausch der Gene

Erbanlagen sollen in Amerika bald nicht mehr patentierbar sein

Manche Revolutionen beginnen mit einem unscheinbaren Satz wie diesem: »Die einzigartige Kette von Basenpaaren, die eine Zelle dazu bringt, ein BRCA-Eiweiß zu produzieren, ist keine Erfindung des Menschen.« Der Satz steht in einem Kurztgutachten, das am vergangenen Freitag das US-Justizministerium veröffentlichte. Und es besagt: Gene sind nicht patentierbar! Weder die des Menschen noch die von Tier oder Pflanze.

Damit widerspricht die amerikanische Regierung nicht nur der jahrelangen Praxis des US-Patentamtes, sondern auch den Gepflogenheiten staatlicher Forschungseinrichtungen, die Patente auf menschliche Gene halten. Insgesamt, so schätzen Experten, sind bereits ein Fünftel des menschlichen Erbguts und Tausende weitere Gene patentgeschützt.

Ausgangspunkt der aktuellen Kehrtwende ist die Klage einer Bürgerrechtsbewegung gegen die Biotechfirma Myriad und die University of Utah. Das Unternehmen und die Universität halten Patente auf zwei Genvarianten, BRCA1 und BRCA2, die auf ein erhöhtes Brustkrebsrisiko hinweisen. Im März hatte ein Gericht in New York diese Patente für nichtig erklärt. Myriad und die Universität haben Revision beantragt.

Wer das Gutachten aus dem Justizministerium jedoch als Statement gegen die Gentechnik liest, liegt falsch. Nicht patentierbar seien nämlich nur natürliche Gene, urteilen die Juristen, Anwendungen und Veränderungen von Gensequenzen aber sehr wohl. Diese Rechtsinterpretation wird den Biotechmarkt in Aufruhr versetzen. Denn nun können alle Unternehmen auf der Basis eines genetischen Merkmals eigene Verfahren entwickeln – das Brustkrebsgen etwa gehört nicht länger nur Myriad. Noch ist offen, wann das US-Patentamt die Position des Justizministeriums in die Praxis umsetzt. Aber wenn das geschieht, wird der Goldrausch der Biotechbranche nicht gestoppt, er geht erst richtig los. ANDREAS SENTKER

»Die Not ist riesengroß«

Psychisch auffällige Kinder stellen die schwierigste Herausforderung für ein gemeinsames Lernen mit anderen dar. Ihre Zahl wächst rapide VON MARTIN SPIEWAK

Wenn er es gar nicht mehr aushielt, verließ David einfach den Klassenraum. Nur weg von den anderen Schülern. Nur weg vom Lehrer. Ohne zu fragen, ging er ins Treppenhaus und träumte sich in seine eigene Welt. Mal stellte er sich die Sternbilder vor, die er bei klarem Nachthimmel zu Dutzenden benennen konnte. Mal versank er im Universum seiner Pokémonkarten, 493 an der Zahl, die er sämtlich mit Namen und Eigenschaft kannte.

David* geriet oft an diesen Punkt. Etwa wenn er etwas wusste und der Lehrer ihn nicht gleich dran nehmen wollte. Oder wenn es ihm in der Klasse zu laut wurde. Dann redete er erst dazwischen, dann begann er zu schreien. Am Ende flog auch mal die Federtasche durch den Raum. Fünf Füllhalter gingen in einem Jahr zu Bruch. Am Ende hieß es: David Klauber, 11 Jahre, partiell hochbegabt, bis auf Weiteres unbeschulbar.

Nun hält Davids neuer Füller bereits seit mehr als einem Jahr. So lange besucht der Junge das Zentrum für Schulische und Psychosoziale Rehabilitation (ZSPR) im Berliner Stadtteil Westend. Gerade ist Gemeinschaftskunde, die Schüler sollen notieren, was ihnen zu dem Begriff »Familie« einfällt. »Erpressung« schreibt Sarah; das Mädchen lebt mit ihrer Mutter und drei jüngeren Geschwistern von Hartz IV. Bei Sefket, dem Sohn serbischer Flüchtlinge, steht »Stress«

* Die Namen aller Kinder im Text sind geändert

auf dem Blatt. Paul hat gar nichts notiert. Sein Vater, ein Manager in einem internationalen Unternehmen, zog mit der Familie von einem Land ins nächste. Der Sohn hat das Nomadenleben seelisch nicht verkraftet und kann sich nur schwer konzentrieren.

Die elf Jungen und Mädchen in der älteren von zwei Klassengruppen verbindet, dass sie alle in einer normalen Schule gescheitert sind. Und die Schulen an ihnen. Analphabeten oder Gymnasialbefähigte sind darunter, vernachlässigte und überbehütete Kinder. Für sie hat Michael von Aster, Chefarzt der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie am DRK-Klinikum, die Spezialschule gegründet. Er schuf das Zentrum, eine Mischung aus Tagesklinik und Förderschule, gegen jeden Trend. Denn überall in Deutschland sollen Sonderschulen in ihrer jetzigen Form aufgelöst werden. Von Aster dagegen eröffnete im Februar 2009 eine neue Schule für stark verhaltensauffällige und psychisch kranke Jugendliche, ein in Deutschland einzigartiges Modell. Über 23 Plätze verfügt das Zentrum derzeit, bald sollen es mehr werden. Er könnte die Zahl der Schüler binnen Kurzem verdoppeln, sagt der Psychiater: »Die Not ist riesengroß.«

Im Bildungssystem laufen derzeit zwei Entwicklungen gegeneinander, die so gar nicht zueinanderpassen wollen. Da ist zum einen die Idee, alle Kinder gemeinsam zu unterrichten, gesunde wie kranke, behinderte wie nicht behinderte. So lauten die politischen Vorgaben (siehe Kasten S. 40).

Zum anderen wächst die Zahl jener Schüler, deren Verhalten einen gemeinsamen Unterricht extrem erschwert.

»Wenn es nicht gelingt, die Schulen im Umgang mit diesen Schülern besser zu unterstützen, fahren wir die Idee der Inklusion an die Wand«, warnt Angela Ehlers, die in der Hamburger Schulbehörde zuständig ist für die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention.

Seit Frühjahr vergangenen Jahres hat in Deutschland jedes Kind einen Rechtsanspruch auf gemeinsames Lernen. Inklusion heißt das pädagogische Zauberwort. Noch werden in Deutschland mehr als 80 Prozent der Kinder mit einem Handicap in Sonder- oder Förderschulen unterrichtet. Der europäische Durchschnitt liegt bei 15 Prozent. Kein anderes Land verfügt über ein so ausgefeiltes System der isolierten Beschulung wie die Bundesrepublik. Doch eine »Abschiebepädagogik« soll es zukünftig nicht mehr geben.

Dabei wird das Großprojekt Inklusion nicht an jenen Schülern scheitern, die einem beim Stich-

wort Behinderung zuerst einfallen. Blinde und Schwerhörige, Stumme oder Rollstuhlfahrer lassen sich – technische Hilfen vorausgesetzt – noch relativ einfach mit anderen Schülern unterrichten. Selbst geistig Behinderte, wie etwa junge Menschen mit Downsyndrom, fügen sich oftmals einfacher als bislang gedacht in einen normalen Klassenverband ein (ZEIT Nr. 12/09).

Ungleich größere Schwierigkeiten bereiten den Regelschulen dagegen jene Schüler, die schon heute der Alptraum vieler Lehrer sind: die schwer Verhaltensauffälligen, die allein jede Stunde sprengen können; die Hyperaktiven, denen es nicht an Intelligenz mangelt, dafür aber an der Disziplin, zehn Minuten ruhig auf ihrem Stuhl zu sitzen; psychisch Kranke, die so sehr mit sich selbst zu kämpfen haben, dass sie einem geregelten Unterricht kaum folgen können.

Schüler wie David eben, der – wie sich erst nach Jahren herausstellte – am Asperger-Syndrom leidet, einer leichten Form des Autismus. Zwei Schulen hatte der Junge auf Trab gehalten, mehrere Lehrer, Psychologen und Sozialarbeiter. Immer wieder saß er im Büro des Direktors. Freunde fand er keine. Wie sollten andere Kinder auch einem begegnen, der von einem Augenblick zum nächsten seine Stimmung wechselte? Am Ende bekam er ein paar Stunden pro Woche Einzelunterricht. Den Rest der Zeit blieb er zu Hause, länger als ein Dreivierteljahr lang. Das reguläre Bildungssystem hatte mit David abgeschlossen. Erst über einen Zeitungsartikel erfuhren seine Eltern von Professor

Pillen in der Pause: An der Berliner Schule ist das Alltags



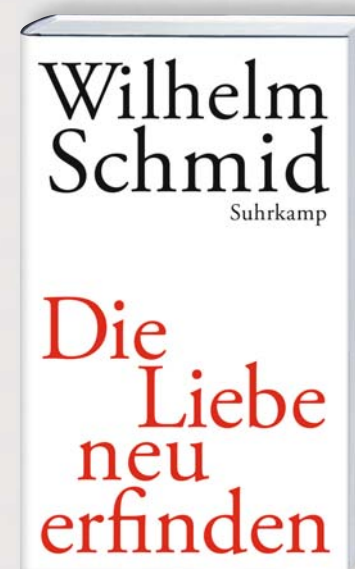
Fortsetzung auf S. 40



Die neue »Kunst des Liebens«

Wilhelm Schmid auf Lesereise:

- SA 6. NOVEMBER | CH-AFFOLTERN AM ALBIS, 15.30 UHR
- MO 8. NOVEMBER | ETTLINGEN, 20 UHR
- DI 9. NOVEMBER | WINTERBERG, 20 UHR
- MI 10. NOVEMBER | BOCHUM, 20 UHR
- DO 11. NOVEMBER | HOHENLIMBURG, 19.30 UHR
- FR 12. NOVEMBER | DUISBURG, 20 UHR
- MO 29. NOVEMBER | VELLMAR, 19.30 UHR
- DI 30. NOVEMBER | BREMEN, 20 UHR
- MI 1. DEZEMBER | KÖLN, 20 UHR
- DO 2. DEZEMBER | HALLE/SAALE, 19.30 UHR
- FR 3. DEZEMBER | KIEL, 19.30 UHR



Von der Lebenskunst im Umgang mit Anderen
399 Seiten, Geb. € 19,90 (D)

Suhrkamp

Alle weiteren Angaben und Termine finden Sie unter www.suhrkamp.de | www.lebenskunstphilosophie.de

Als ich klein war

Niemand erinnert sich an seine ersten beiden Lebensjahre. Doch wie früh das Gedächtnis einsetzt, hängt auch von der Kommunikation in der Familie ab

VON SUSANNE SCHÄFER



Foto: plainpicture

Wie hat es sich angefühlt, zum ersten Mal aufrecht zu stehen? Wonach hat die erste feste Nahrung geschmeckt? Und wie war der erste Sommer des Lebens? Kein Erwachsener kann solche Fragen mit Sicherheit beantworten, denn niemand erinnert sich zuverlässig an seine ersten zwei Lebensjahre. Zwar kann ein Kleinkind sehr wohl erzählen, was es vor ein paar Wochen oder Monaten erlebt hat, doch ein paar Jahre später geht genau diese Erinnerung verloren.

Ob man nur die ersten zwei Jahre vergisst, oder auch das dritte und vierte, lässt sich allerdings beeinflussen. Wie viele Erlebnisse aus der frühen Kindheit sich dauerhaft einprägen, ist nicht allein durch die Biologie bestimmt, zeigen neuere Forschungsergebnisse. Die Erinnerungen hängen offenbar nicht nur von dem System im Gehirn ab, in dem wir diese verarbeiten, sondern auch von verschiedenen sozialen Faktoren, sagt die kanadische Psychologin Carole Peterson von der Memorial University of Newfoundland. Sowohl die Kultur, in der man aufwächst, als auch die Beziehung zu den Eltern spielen demnach eine wichtige Rolle.

In westlichen Ländern gehen im Schnitt etwa die ersten dreieinhalb Jahre verloren, in China dagegen mehr als die ersten vier. Das fand Peterson heraus, als sie zusammen mit chinesischen Kollegen 225 kanadische und 133 chinesische Kinder im Alter von acht, elf und vierzehn Jahren nach ihren ersten Erinnerungen fragte. Die Forscher gingen dazu in die Schulen der jungen Probanden und baten jedes Kind einzeln,

von den frühesten Erinnerungen zu erzählen. Durch Nachfragen wie »War damals Sommer oder Winter?« versuchten sie, gemeinsam mit dem Kind möglichst exakt zu bestimmen, wie alt es zum Zeitpunkt eines Erlebnisses war. Dann riefen die Forscher die Eltern der Probanden an und prüften, ob die erzählten Erlebnisse und das damalige Alter der Kinder stimmen konnten. Peterson bestätigte mit ihren Ergebnissen frühere Untersuchungen, denen zufolge bei Asiaten etwa ein halbes Jahr mehr an Erinnerungen verloren geht als bei Europäern. In Petersons Studie zeigte sich zudem, dass die chinesischen Kinder sich an weniger frühe Erlebnisse erinnerten als die kanadischen.

Im Westen stehen Kinder oft im Mittelpunkt der Familiengeschichten

Wie kann es sein, dass die frühe Entwicklung des autobiografischen Gedächtnisses so stark von der Kultur abhängt? Die Autoren der kanadisch-chinesischen Untersuchung vermuten: In westlichen Ländern sprechen Eltern anders mit ihren Kindern als in asiatischen. Die Art, wie nordamerikanische Eltern über vergangene Ereignisse reden, erleichtert es den Kindern, diese so zu codieren, dass sie sie gut im Langzeitgedächtnis abspeichern können, schreiben die Forscher und berufen sich dabei auf Untersuchungen zur Kommunikation in Familien unterschiedlicher Kulturen. Gespräche über Erlebnisse seien in nordamerikanischen Familien auf das Kind ausgerichtet. So entstünden aus seiner Sicht Lebens-

geschichten, in denen es selbst eine wichtige Rolle spiele. Genau diese Art der Konversation, die die Forscher als »Teil des westlichen Wertesystems um Individualismus und Autonomie« sehen, fördere die frühe Bildung des autobiografischen Gedächtnisses. Im Gegensatz dazu seien die Gespräche über Erlebtes in chinesischen Familien sozial orientiert. Sie die eigenen Erfahrungen einzuprägen gelte dort als weniger wichtig.

Das kulturelle Besondere der Entwicklung des Gedächtnisses beeinflussen, hält auch der Hirnforscher Gerhard Roth von der Universität Bremen für möglich. »Es scheint zum Beispiel für westliche Kulturen typisch zu sein, dass Mütter schon mit Säuglingen viel sprechen«, sagt er. »Das allein könnte schon einen stimulierenden Effekt für die Hirnentwicklung des Kindes haben.«

Auch Menschen, die im selben Kulturraum aufgewachsen sind, unterscheiden sich im Ausmaß der sogenannten infantilen Amnesie. So haben Frauen deutlich mehr frühe Kindheitserinnerungen als Männer, fand Peterson bei einer Studie mit italienischen Studenten heraus. Das könne daran liegen, dass Mütter mit Töchtern öfter und ausführlicher über alltägliche Erlebnisse sprechen als mit Söhnen, vermutet die Psychologin. Dies hatten frühere Studien gezeigt.

Dass die Gespräche zwischen Eltern und Kindern entscheidend sind, bestätigt eine Studie der neuseeländischen Psychologin Harlene Hayne. Sie zeichnete Unterhaltungen zwischen Müttern und

ihren zwei bis vier Jahre alten Kindern auf. Als diese zwölf bis dreizehn Jahre alt waren, befragte sie sie zu ihren frühesten Erinnerungen. Bei denjenigen, deren Mütter sehr detailliert mit ihnen über Erlebtes gesprochen hatten, setzten die ersten Erinnerungen früher ein.

Frühe Erinnerungen stammen oft nur aus Erzählungen der Großen

Wie gut das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ist, spielt ebenso eine Rolle: Kinder, die sich von ihren Müttern unterstützt fühlen, können sich an frühere Erlebnisse erinnern als andere. Dass ein gutes Verhältnis zum Vater ebenso wichtig ist, fand Carole Peterson in einer Studie heraus, die demnächst im *British Journal of Psychology* erscheint.

Doch selbst wenn alle sozialen Faktoren stimmen, gibt es eine biologische Grenze: »Die frühesten dauerhaften Erinnerungen sind zwischen dem Ende des zweiten und dem des dritten Lebensjahres möglich«, sagt der Hirnforscher Gerhard Roth. »Dass man sich zu einem früheren Zeitpunkt etwas langfristig merken und noch Jahre später abrufen kann, wird zwar von manchen behauptet, ist aber nicht belegt.« Warum Kleinkinder sich zwar nach ein paar Wochen noch an ein Ereignis erinnern können, einige Jahre später aber nicht mehr, ist nicht eindeutig geklärt. Roth vermutet: »Bei Klein-

kindern sind die relevanten Bereiche im Gehirn wahrscheinlich noch nicht gut genug ausgebildet, um Erinnerungen korrekt abzuspeichern und auch lange Zeit später wieder abrufen zu können.« Das betreffe vor allem die Verbindung zwischen dem Hippocampus, in dem Erinnerungen wie in einer Art Zwischenspeicher abgelegt werden, und der Großhirnrinde, die als Langzeitspeicher dient.

»Wenn ich Vorträge zu dem Thema halte, gibt es häufig Leute im Publikum, die behaupten, sie hätten Erinnerungen aus der Zeit, in der sie jünger als zwei Jahre waren«, sagt Roth. Selbstberichte seien jedoch sehr unzuverlässig – oft prägen sich Geschichten anderer Menschen so stark ein, dass man sie für selbst erlebte Ereignisse halte, erklärt Roth. Insofern sei es unbedingt notwendig, die Selbstberichte von Probanden zu überprüfen – so wie die Psychologin Carole Peterson und ihre Kollegen es taten, indem sie die Eltern der befragten kanadischen und chinesischen Kinder anriefen.

Roth selbst dachte lange, er sei ein Opfer falscher Erinnerungen – oder von der infantilen Amnesie verschont geblieben: Er hat seine eigene Taufe noch genau vor Augen und kann detailreich davon berichten. Aber natürlich kann sich niemand an ein Erlebnis im Alter von zwei bis drei Wochen erinnern. Es stellte sich heraus, dass es sich weder um falsche Erinnerungen noch um ein neurobiologisches Wunder handelte: Roth wurde im Krieg geboren, lange fand sich kein Pfarrer für die Zeremonie. So wurde er erst mit dreieinhalb Jahren getauft.



Fortsetzung von S. 39

von Aster und dessen neuer Schule. »Sie war für uns die Rettung«, sagt der Vater des Jungen.

»Kleine Terroristen«, »Zeitbomben«, »Tyranen«, so nennt man sie hinter der verschlossenen Tür des Lehrerzimmers. Pädagogen fürchten diese schwierigen Schüler mehr als große Klassen oder den Unterrichtsbesuch des Schulrats. In hohem Maß sind sie die Ursache für Burn-out und frühzeitige Pensionierung, wie eine Studie der Universität Potsdam vor ein paar Jahren herausfand. Viele Lehrer fühlen sich von den Querköpfen persönlich angegriffen und rächen sich mit schlechten Zensuren, Dauervorwürfen und Stigmatisierung. Am Ende sei sein Sohn an allem schuld gewesen, selbst wenn er nichts gemacht hatte, erinnert sich Christian Klauber.

An Kindern wie David werde sich erweisen, wie ernst es die Politik mit der Inklusion meine, sagt die Berliner Erziehungswissenschaftlerin Jutta Schöler, die sich seit Langem für den integrierten Unterricht stark macht. Ähnlich sieht es die European Agency for Development in Special Needs Education, die den Unterricht von Kindern mit Verhaltensauffällig-

keiten (*challenging behaviour*) als die größte Herausforderung für die allgemeinbildenden Schulen bezeichnet.

Während es um die körperliche Gesundheit der jungen Generationen so gut bestellt ist wie noch nie, nimmt die Zahl der Kinder mit Aufmerksamkeitsdefiziten und Autismus, Depressionen und Angststörungen beständig zu. Laut einer Studie des Landesinstituts für Gesundheit und Arbeit des Landes Nordrhein-Westfalen ist die Zahl der Krankenhauseinweisungen bei den unter 15-Jährigen wegen psychischer Auffälligkeiten von 2000 bis 2008 um 43 Prozent gestiegen, verglichen mit einem Anstieg um 26 Prozent in der Gesamtbevölkerung. Dabei findet nur ein Bruchteil der Betroffenen überhaupt den Weg zum Fachmann.

Ob in Stuttgart, Münster oder Trier, überall bauen Hospitäler ihre Abteilungen für Kinder- und Jugendpsychiatrie aus. Um beim niedergelassenen Spezialisten einen Termin zu bekommen, müssen Eltern monatelange Wartezeiten in Kauf nehmen. Auch im Berliner DRK-Klinikum sind die Behandlungszahlen geradezu explodiert. Und in fast zwei Dritteln aller Fälle gehöre Schulversagen zum Krankheitsbild dazu, sagt Michael von Aster.

Ein Phänomen irritiert von Aster wie andere Experten besonders: Seit einigen Jahren schlagen bereits Erzieher im Kindergarten oder Lehrer kurz nach der Einschulung Alarm. »Die verhaltensauffälligen Kinder werden immer jünger«, stellt der Psychiater fest. Das Phänomen beschränkt sich keinesfalls auf Großstädte wie Hamburg oder Berlin. Auch in Eppingen-Kleingartach kennt man es. In der dortigen Christian-Heinrich-Zeller-Schule, einer Einrichtung für Erziehungshilfe in der Nähe von Heilbronn, meldeten sich noch vor zehn Jahren nur ein oder zwei Erstklässler an. In diesem Schuljahr kam eine ganze Klasse zusammen, deren Kinder sonst keine Grundschule der Region aufnehmen wollte. »Da ist etwas in der Gesellschaft krank«, sagt Rektor Friedrich Wilhelm Frey.

Was genau da im Argen liegt, darüber gibt es viele Vermutungen und wenig gesicherte Erkenntnisse. Manche Experten verweisen darauf, dass die Klage über unbemühten Schüler so alt ist wie die Pädagogik. Schon vor mehr als 4000 Jahren hielt eine mesopotamische Keilschrift fest: »Mit unserer Erde geht es abwärts (...). Die Kinder folgen ihren Eltern nicht mehr.« Ebenfalls kein sicherer Indikator sind die Diagnosen von Aufmerksamkeitsdefizitstörungen (ADS). Zwar hat sich die Zahl der Verschreibungen des ADS-Medikaments Ritalin zwischen 1993 und 2009 verfünffacht; doch das bedeutet keineswegs, dass es heute fünfmal so viele Zappelphilippen gäbe wie damals. Der Anstieg hat damit zu tun, dass man inzwischen genauer hinschaut und manches Verhalten pathologisiert, das früher nicht als krank galt.

Sicher ist jedoch auch: Die Zahl der in Armut aufwachsenden Kinder steigt. Schüler verbringen längere Zeit am Fernseher, Computer oder Gameboy. Es gibt mehr Alleinerziehende als früher und mehr psychisch kranke Erwachsene. Zugleich herrscht in puncto Erziehungsfragen vielfach Unsicherheit, berichten Pädagogen, oft würden sich Eltern scheuen, ihren Kindern klare Grenzen zu setzen. Zu allem kommt die Zweischneidigkeit des medizinischen Fortschritts: Frühchen sind mittlerweile schon nach 22 Wochen im Mutterleib überlebensfähig. Doch die Folgen ihrer extremen Unreife begleiten sie bis ins Erwachsenenalter und macht sie anfällig für psychische Probleme.

All das nennt von Aster »Risikofaktoren«. Keiner allein begründet eine psychische Krankheit oder Verhaltensauffälligkeit. »Kommen jedoch zwei oder drei dieser Faktoren zusammen«, so der Psychiater, seien die Kinder gefährdet. Und je früher die Seele verletzt werde, desto tiefergreifender sei die Schädigung.

Den siebenjährigen Nico beispielsweise hatten die Lehrer in der Regelschule bereits nach zwei Wochen aufgegeben. Seine Mutter, selbst depressiv, fehlt oft zu Hause. Die Großmutter kommt nur schwer mit dem Jungen klar. Bis vor wenigen Wochen konnte er noch nicht einmal seinen Stuhlgang kontrollieren. Jetzt sitzt er im ZSPR vor einem Computer und sucht mühsam Buchstaben. Zehn Minuten dauert die Übung, dann kehrt der Junge in seine Klasse zurück. »Mehr schafft Nico nicht«, sagt Schulleiterin Kerstin Schicke, die dem Jungen über die Schulter blickt.

Für jedes Kind bastelt die Schule ein individuelles Lernprogramm, Einzelbetreuung löst sich ab mit Gruppenunterricht. Um die 23 Schüler kümmern sich drei Lehrer. Am Nachmittag geht es mit vier Erziehern und einem Sozialpädagogen zum Sport. Die jungen Männer sind auch als Erste zur Stelle, wenn es mal wieder zu einem »Durchbruch« kommt – so wie letzte Woche, als Marcel ausrastete und sein Erzieher ihn eine Dreiviertelstunde festhalten musste, bis er sich beruhigte. Kinderärzte und Psychologen gehören neben von Aster zum Team, das jeden Mittwoch zur Fallbesprechung zusammenkommt.

Dieses engmaschige Netz verschiedener Professionen, die sich untereinander austauschen, gibt den Schülern Halt. »Die Kinder benötigen den ganzen Tag lang feste Strukturen«, sagt Schulleiterin Schicke. Was das bedeutet, kann man beim Mittagessen beobachten. Mehr als 15 Minuten dauert das Auffüllen der Teller, Name um Name wird aufgerufen. Bevor nicht jeder Kartoffelbrei und Kassler auf dem Teller hat und einer den Mittagsspruch gesagt hat, darf kein Schüler Gabel oder Messer in die Hand nehmen. Jeder Regelverstoß wird sofort geahndet. Am Ende essen elf Schüler unter den Augen vier Erwachsener.

Gerade der Erfolg des ZSPR zeigt jedoch die Defizite des normalen Schulalltags. Denn von einer solchen Personalausstattung können die Regelschu-

Streitfall Inklusion

Eines steht fest: Die Konvention der Vereinten Nationen über die Rechte von Behinderten wird die Förderschulen in Deutschland nachhaltig verändern. Lange Zeit waren die Sondereinrichtungen für Blinde und Taube, für lernschwache und sozialauffällige Schüler für die Politik kein Thema. Seitdem die UN-Konvention auch hierzulande gilt, hat sich das radikal gewandelt. Nun stehen alle Bundesländer unter großem Druck, die **Integration** behinderter Schüler voranzutreiben. Die Herausforderung ist groß. Rund 400 000 Kinder und Jugendliche mit Förderbedarf lernen in zehn verschiedenen Schulformen. Während Länder wie Großbritannien oder Schweden nur rund ein Prozent aller Schüler in Sonderschulen unterrichten, liegt die **Sonderschulquote** hierzulande bei fast fünf Prozent. Dabei gibt es gewaltige Unterschiede: In Mecklenburg-Vorpommern wird jedem zehnten Schüler Förderbedarf attestiert, in Rheinland-Pfalz nur jedem 22ten.

Auch die Ansichten über die Umsetzung der UN-Konvention gehen auseinander: Länder wie Bremen, Hamburg und Berlin interpretieren die Regelung als **individuelles Recht aller Kinder auf ein gemeinsames Lernen**. Sobald Eltern eine integrierte Beschulung wünschen, müssen die Schulbehörden sie in jedem Fall möglich machen. In Bayern und Baden-Württemberg will man von solch einer **Wahlfreiheit** nichts wissen. Wenn es an sonderpädagogischer Hilfe oder geeigneten Räumen fehlt – was oft der Fall ist –, können Kinder auch gegen den Willen der Eltern auf einer Sonderschule unterrichtet werden. Zurzeit arbeitet die Kultusministerkonferenz an einer gemeinsamen Linie. SPI



Foto: [V] - Anne Schönharling für DIE ZEIT

len nur träumen. Sie können sich schon glücklich schätzen, wenn allen Lehrern nur ein einziger Sozialarbeiter zur Seite steht. Dass Psychologen oder – wie in Finnland – Krankenschwestern fester Teil des Kollegiums sind, kennt man hierzulande gar nicht. Wenn man es in Deutschland ernst meint mit der Inklusion, wird sich vieles ändern müssen.

Derzeit arbeiten in Deutschland 65 000 Sonderpädagogen, Stück für Stück sollen sie in die Regelschulen hineinwachsen und die dortigen Lehrer im Unterricht unterstützen. Wie beide jedoch gleichberechtigt im Klassenraum zusammenarbeiten sollen, ist weitgehend offen.

Mehr als 2,6 Milliarden Euro gibt Deutschland für das gesamte Sonderschulwesen aus. Das scheint viel Geld, im Schnitt stehen jedem Förderschüler jedoch nur 2,4 Extra-Lehrerstunden pro Woche zu. In den Sonderschulen geht die Rechnung auf, weil dort im Schnitt zehn Schüler in einer Klasse sitzen. In einer Regelschule ist das nicht der Fall. Der Sonderpädagoge Clemens Hillenbrand warnt deshalb: »Zum Nulltarif wird eine gelungene Inklusion nicht zu haben sein.« Ganz wird man auf besondere Einrichtungen zudem ohnehin nicht verzichten können, meint der Professor der Universität Oldenburg. »Es wird immer Schüler geben, die eine Auszeit von der normalen Schule benötigen.«

Michael von Aster treiben noch andere Zweifel um. Für ihn verstärkt, ja produziert die heutige Schule erst die Versagenserfahrungen und Verletzungen der Schüler, die sie nun helfen soll zu heilen. Er spricht von »strukturellen Merkmalen, die Kinder schädigen«, und meint damit Noten, das frühe Verteilen auf verschiedene Schulformen, den Druck, der von Leistungsmessungen wie Pisa ausgeht: »Eine Schule, in der Konkurrenz herrscht, produziert eben Verlierer.« Wenn von Aster vor Lehrern Vorträge hält, bekommt er mit solchen Sätzen den meisten Applaus.

Und doch müssen von Asters Schützlinge in die Regelschulen zurück. Zwei Jahre dürfen die ZSPR-Mitarbeiter ihre Schüler auf den Alltag außerhalb des Schonraumes vorbereiten, danach wird es Ernst. Ein Kind hat den Übergang bereits geschafft.

Auch Davids Fortschritte sind »riesig«, freut sich sein Vater. Der 13-jährige Junge vermag sich heute besser zu konzentrieren. Er kann seine Gefühle in Worte fassen und verabredet sich mit Gleichaltrigen. Kürzlich hat das erste Mal ein Klassenkamerad bei ihm zu Hause übernachtet. Doch weder er selbst noch seine Eltern können sich vorstellen, wie es ist, wenn er sich in einer normalen Schule beweisen muss. »Noch«, sagt sein Vater, »gibt es für unser Kind kein Modell.«

Prof. Dr. Max Gillbricht

* 5. 11. 1922 † 28. 9. 2010

In stiller Trauer

Ute Gillbricht
Christian Gillbricht

Die Trauerfeier fand im engsten Familienkreis statt.



Lehrer, Sozialarbeiter und Psychiater betreuen die Schüler